

Warum ZUP ein Flop mit Ansage war

Im Nachhinein ist man immer klüger. Doch der «Landbote»-Kritiker hatte im Vorfeld schon erhebliche Zweifel, ob sich der Genfer Erfolg der Show «ZUP» in Winterthur wiederholen lässt. Eine Besserwisseri in sieben Kapiteln.

Die Stimmung am Premierenabend war beeindruckend – vor der Vorstellung jedenfalls. Mit glühenden Backen betrat das Street-Food-gestärkte Publikum die kühle Halle Rapide. Um diese achtzig Minuten später auf einer lauwarmer Betriebstemperatur wieder zu verlassen. Einzelne Grüppchen waren schon während der Vorstellung gegangen. Dem Journalisten schwante schon damals: Für ZUP, in Genf ein Riesenerfolg, war die Luft in Winterthur sehr dünn, und zwar aus folgenden Gründen:

Der Ort: Die Plaine de Plainpalais ist Genfs zentrale Brache, der auffälligste Ort der Stadt. Als die Compagnie Urbaine 2017 ein Zelt über dem Skatepark hochzog, war ZUP Stadtgespräch. In Winterthur ist das Sulzer-Areal seit Jahren im Aufwind, doch in die Ecke, wo ZUP einzog, an der Zürcherstrasse, weg vom Lagerplatz, hat sich noch kaum ein Winterthurer verirrt. «Lokstadt» ist, ausserhalb der Immobilienwerbung, kein geläufiger Name. Manche kennen «Lokwerk» – ein schlecht besuchtes Einkaufszentrum.

Die Werbung: ZUP wird als einer der grössten Werbeflops der letzten Jahre in die Bücher eingehen. Die schwarz-blauen Plakate hängen seit September an jeder Ecke und müssen ein Vermögen gekostet haben. Trotzdem konnte keiner, mit dem ich geredet habe, sich vorstellen, was die Besucher erwarten würde: Ein Sportan-

lass? Ein Musical? Ein Zirkus? Was bitteschön ist ein «urbanes Spektakel»?

Der Name: Die Werber hatten es allerdings auch schwer. Kryptischer und uneingängiger als ZUP kann ein Name kaum sein. Anders in Frankreich: Dort ist ZUP seit Jahrzehnten ein stehender Begriff, denn eine «Zone à urbaniser en priorité» war in der Nachkriegszeit ein Ort, wo man Altes abrisst und Wohnblocksiedlungen hinstellt. Eine Banlieue also. Dort wo die Autos brennen und wo die Strassenakrobatik «Parkour» erfunden wurde. In Zürich dagegen grosses Schulerzucken. ZUP? Meinten Sie: Zumba?

Die Geschichte, Teil 1: Die Produktion aus Genf hatte gleich ein doppeltes Manko an Story. Die Produktion verfügte, man muss es so sagen, über keinerlei erkennbares Narrativ. Es war eine lose Abfolge von Tanz- und Akrobatiknummern ohne Dialoge, Erklärungen, Pointen oder klare Hauptfiguren. Dazu ein wummernder Soundtrack und manchmal raunte eine Stimme etwas Unverständliches auf Englisch.

Die Geschichte, Teil 2: Genauso schwer wiegt, dass die Macher keine Story über sich selbst erzählen konnten. Wie die Zirkusdynastie Knie mit ihren unzähligen Generationen. Wie Karl's Kühne Gassenschau, die sich vom Strassenvariété zur Riesenproduktion hochgespielt hat, oder wie das schrullige Welt-



An ihnen lag es nicht: Die Skater, Biker und Parkour-Läufer beherrschten ihre Tricks. Doch das alleine unterhält nicht einen ganzen Abend. Foto: Marc Dahinden

raummusical «Space Dream». Die Compagnie, das sind ein Unternehmer und ein Balletregisseur, die Strassenakrobaten casteten. Das riecht nach Retorte, wenn nicht gar Cultural Appropriation, also der Ausbeutung von Minderheitskultur zu kommerziellen Zwecken. Top-Down statt Grassroots. Und wer

als Profiproduktion anfängt, wird an den Besten der Industrie gemessen, ohne Lokalhelden- und Sympathiebonus.

Das Publikum: Die Stunts der Skater waren gekonnt, die Videoeffekte atemberaubend. Doch wer sollte das nun sehen gehen? Die Skater aus dem nahen Skills-

park? Die kaufen keine teuren Karten. Das klassische Theater- und Musicalpublikum? Die mögen Geschichten und Lieder, keine Rollershow. Der alternative Winti-Filz, der sonst alles gut findet, was im Sulzer-Areal passiert? Fühlte sich durch den Grossproduktionscharakter der Show nicht angesprochen.

Die Grösse: Fast tausend Sitzplätze 27-mal zu verkaufen, ist auch für grosse Namen eine steile Ansage. Für die Nobodys aus dem Welschland war es schlicht zu hoch gepokert. Nach einigen halbleeren Hallen zogen sie den Stecker. Vielleicht klappt es anderswo. Die Rampen sind transportabel. Michael Graf

Der Mann mit der Brille

STADTALK Um als Musiker zu überleben, musste Marc Sway zum Entertainer und zu einer Marke werden. Im StadTalk redete der 39-Jährige am Donnerstag über das Musikbusiness, Politik und seine Familie.

An die Olympiade in Brasilien 2016 ist Marc Sway mit einem offiziellen Mandat gereist. Der Sohn eines Schweizer und einer Brasilianerin vertrat die Schweiz als Kulturbotschafter im House of Switzerland, mit dem der Bund an solchen Veranstaltungen für die Schweiz wirbt. Eine halbe Million Menschen hätten das House of Switzerland besucht, erzählt Sway im StadTalk. «Da war ich stolz, Schweizer zu sein.» Nach einer dramaturgischen Pause ergänzt er: «Dann kam Bundesrat Johann Schneider-Ammann und hielt eine Rede. Da war ich dann nicht mehr so stolz.» Eine Brasilianerin habe ihn gefragt, ob das der Präsident der Schweiz sei, erzählt Sway. Da habe er gesagt: «Ja, aber wir haben noch sechs andere.»

Kein «Dräck»

Die Episode bleibt die Ausnahme im einstündigen Gespräch in der Coalmine, in dem sich Sway als differenzierter Gesprächspartner und sympathischer Typ präsentiert, aber eben auch als absoluter Medienprofi. Sway, so wird klar, ist die Disney-Version eines Musikers. Alles, was er sagt, ist abgewogen, klingt temperiert, als käme es von einer Medienstelle.

Die Einnahmen aus dem Verkauf von Tonträgern habe sich in den 15 Jahren, die Sway professionell als Musiker unterwegs ist, getrippelt, stellt Moderator Michael



Marc Sway im StadTalk. Foto: PD

Zollinger fest und will wissen, wie der Musiker damit umgeht. Tatsächlich verdient Sway kaum noch an seinen Alben, das wird auch diesen Frühling, wenn das sechste erscheint, wohl so sein. Das Album sei nur eine Visitenkarte, sagt Sway. «Aber ich will mich nicht beklagen.» Er habe das Pech oder das Glück gehabt, dass er mit den Verkäufen nie genug verdient habe. So habe er sich ein Livegeschäft aufbauen müssen.

Heute ist Sway ein «Unternehmer», wie er sagt. Will heissen: Er spielt auch auf Firmenanlässen, er hat für den Bund und als Juror für eine SRF-Sendung gearbeitet, und neuerdings gibt er als Johnny Marroni auch noch den Komiker. Diesen Winter wird er mit etablierten Szenekollegen am Humorfestival in Arosa auftreten. «Ich finde in einem kleinen

Markt statt, also muss ich ein grosses Sortiment haben», sagt Sway, weiss aber einen Dreh, um die Pflicht in eine Kür umzudeuten. Sich immer wieder neu zu erfinden, das schätze er. «Ich will in zehn Jahren keine Coverversion von mir selbst sein.»

Brille? Sway, Mann!

Lange dreht sich das Gespräch um Sways Wurzeln. Dass er zur Hälfte Brasilianer sei, habe ihm geholfen, eine Marke aufzubauen. Die gekrausten Haare bekam er von Geburt mit. Die prägnante Brille hat Sway, der einst eine KV-Lehre auf einer Werbeagentur gemacht hat, als Markenzeichen selbst gewählt.

Im Herzen und im Denken ist Sway viel mehr Schweizer als Brasilianer. Der Vater einer sieben- und einer zehnjährigen Tochter ist in Männedorf am Zürichsee aufgewachsen und wohnt heute mit der Familie in Pfaffhausen. Brasilianisch sei er, wenn es um Feste gehe, sagt Sway. Diese seien in Brasilien spontaner als in der Schweiz. Man müsse sich als Gastgeber nicht für die Stimmung der Besucher verantwortlich fühlen.

Auch nach der Politik fragt Moderator Zollinger. In Brasilien hat mit Jair Bolsonaro ein Rechtspopulist die Macht übernommen. «Macht Ihnen das Sorgen?» Sway antwortet differenziert, verpackt seine Meinung aber zwischen die Zeilen: «Wenn man in zwei Ländern aufwächst, hat man die Tendenz, immer zu vergleichen.» Das habe er sich abgewöhnt. «Das ist, als würde ich meine siebenjährige und meine zehnjährige Tochter vergleichen. Ausserdem machen mir die Populisten auch in Europa Sorgen.» mcl

Was bleibt am Ende von all den Stadtwerkstätten?

PODIUM Wie soll Winterthur im Jahr 2040 aussehen? Zwei Planerteams haben ihre Resultate präsentiert und das Forum Architektur zog ein Fazit aus der Begleitreihe.

135 000 bis 140 000 Menschen könnten im Jahr 2040 in Winterthur leben. Der Stadtrat hat darum letztes Jahr zwei Planerteams damit beauftragt, sich Gedanken um das Winterthur der Zukunft zu machen. Das Forum Architektur brachte sich mit ein und organisierte über das Jahr verteilt vier «Stadtwerkstätten», an denen die Bevölkerung mitplanen konnte. Am Donnerstagabend wurde im Forum Architektur gemeinsam der Abschluss des Projekts gefeiert.

Rund 200 Interessierte drängten sich in den Saal. Für Christoph von Ah, den Präsidenten des Forums, war das ein Erfolgsbeweis: «Wer hätte vor einem Jahr gedacht, dass sich so viele Menschen für Stadtplanung interessieren?» Im Podium, moderiert von der Kulturjournalistin Karin Salm, trafen von Ah und die Architekten und ZHAW-Dozenten Astrid Stauffer und Stefan Kurath auf die Vertreter der Verwaltung. Stadtpräsident Michael Künzle (CVP) und Bauvorsteherin Christa Meier (SP).

Im Zentrum stand die Frage: Was passiert nun mit den gesammelten Anregungen und Ideen zum Thema Verkehr, Freiräume oder Quartiercharakter? Die Architekten am Tisch waren sich einig: Wenn die Stadt den Prozess



Von Müll zu Kunst zu Müll: Stadtmodell im Forum Architektur. Foto: Marc Dahinden

jetzt einfach abschliesst und eine neue Bau- und Zonenordnung erarbeitet, würden die Ideen und grossen Linien verloren gehen. Es drohe ein Flickwerk. «Wir brauchen neue Planungsinstrumente», forderte von Ah. «Seien Sie mutig, Herr Stadtpräsident!»

Bitte zehn neue Stellen

«Als Stadträte müssen wir jeden Tag mutig sein», erwiderte Künzle, «denn irgendjemand ist immer dagegen.» Er und Ratskollegin Christa Meier brachen eine Lanze für ihr Amt für Städtebau. Stauffer hatte bemängelt, dass jede Abteilung sich spezialisieren und ein «Kümmerer» mit Überblick fehle. «Die Zusammenarbeit über die Teams hinaus ist beeindruckend», widersprach Meier. Doch um Grossprojekte

umzusetzen, braucht es Manpower. Kurath rechnete mit etwa «zehn neuen Stellen», die beim Bauamt dafür nötig wären. «Wir flicken laufend teure Probleme, statt sie durch Planung zu antizipieren», bemängelte er. Künzle und Meier lachten: Sie erinnerten an die bevorstehende Budgetdebatte im Gemeinderat.

Alle waren sich einig: Es wäre schade, wenn die Zusammenarbeit von Verwaltung und Bevölkerung mit dieser Finissage endete. Doch wer soll sie weiterführen? Von Ah machte klar: Im gleichen Ausmass könne das Forum dieses zeitraubende Ehrenamt nicht leisten. Ein Ende wartet auch auf das spektakuläre Stadtmodell aus Abfall von Dominik Heim und Ron Temperli: Es wird wohl entsorgt werden müssen. Michael Graf